Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 56 (1983)

Heft: [8]

Artikel: Hochsprache kontra Mundart

Autor: Wiesmann, Louis / Fringeli, Dieter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-852246

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Liebe Leser

Unsere Kinder wachsen mit der Mundart auf. Nach dem Schuleintritt erlernen sie die erste Fremdsprache, das Hochdeutsch. In den letzten Jahren sind immer mehr Lehrerinnen und Lehrer dazu übergegangen, im mündlichen Unterricht von der Hochsprache in die Mundart auszuweichen. Die Verständigung zwischen Schüler und Lehrer sei so einfacher, der Kontakt direkter und die Erklärung von Schwierigkeiten des Stoffes leichter. Wie soll man sich gegenüber dieser Tendenz verhalten, die Hochsprache zur Schriftsprache zu reduzieren? Wird damit die Hochsprache für die Schülerinnen und Schüler nicht noch schwieriger? Sollte man in diesem Fall nicht auch in der Mundart schreiben?
Im Basler Schulblatt sind zu diesem Thema zwei pointierte Stellungnahmen veröffentlicht worden, die wir am Anfang dieser Nummer abdrucken. Im weitern finden Sie eine Stellungnahme des Schweizerischen Lehrervereins zum Verhältnis Privatschule–Staatsschule. Wesentlich scheint mir die Tatsache, dass der Lehrerverein sich mit diesem Problem befasst, auch wenn die Folgerungen nicht immer mit unseren eigenen Auffassungen übereinstimmen. Die Privatschule als Möglichkeit ist ins Gespräch gekommen.

Haenssler

Hochsprache kontra Mundart

Schickt die Schule die Hochsprache auf die Verliererbahn?

von Prof. Dr. Louis Wiesmann, Basel

Die Lehrer streiten darüber, ob im Unterricht der wissenschaftlichen Fächer der Dialekt zulässig oder gar das einzig Wünschbare sei. Der Einzug der Mundart lässt sich bis in die Hochschule hinauf verfolgen, wo immer häufiger Vorlesungen, namentlich in naturwissenschaftlichen Fächern, im Dialekt gehalten und in ihm sogar Prüfungen abgenommen werden. Die Argumente der Befürworter sind die folgenden: Das Gespräch mit den Schülern geht leichter vonstatten, wenn sie reden dürfen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Da zudem eine vertrautere Atmosphäre entsteht, wenn die eigentliche Muttersprache gesprochen wird, ergibt sich eine gute Bezie-

Herausgeber / Editeur: Verband Schweiz. Privatschulen / Fédération Suisse des Ecoles privées
Redaktion / Rédaction: Dr. Fred Haenssler, Alpeneggstrasse 1, 3012 Bern, Telefon 031 / 23 35 35
Druck / Impression: Ott Verlag+Druck AG, 3607 Thun 7, Telefon 033 / 22 16 22
Inserate / Annonces: Ott Verlag Thun, Postfach 22, 3607 Thun 7, Telefon 033 / 22 16 22
Jahres-Abonnemente / Abonnement annuel: Fr. 30.– / Einzelhefte / Numéros isolés: Fr. 3.–
Erscheinungsweise / Mode de parution: Monatlich / Mensuel

hungsfähigkeit – heute sagt man Kommunikation –, der Kontakt von Du zu Du wird gefördert und damit der schon von manchen Schülern empfundenen Vereinsamung entgegengewirkt. Die Schriftsprache zu erlernen erfordert viel zu viel Zeit, zu ihrer Beherrschung bringen es nur wenige, und im späteren Leben müssen auch nur wenige die Hochsprache häufiger verwenden. Da diese in der Schule gelesen wird und in den schriftlichen Arbeiten zum Zug kommt, ist eine Verständigung mit Leuten, die keinen Dialekt verstehen, immer noch besser gewährleistet als in eigentlichen Fremdsprachen. Auch Autorität wird abgebaut. Der Zwang der grammatischen Norm und des elitären guten Stils entfällt, der Lehrer kann nicht mehr auf Fehlern des sprachlichen Ausdrucks herumreiten. Mit einem Wort: Die Schule wird menschlicher, freundlicher, gelöster, ist nicht mehr so sehr Schule, keine Fremde mehr, in der nicht einmal die so wunderbare heimische Muttersprache gilt.

Das hört sich wie die meiste pädagogische Weisheit einfach und einleuchtend an und stellt den Lehrer in der Durchführung kaum vor Probleme, so will es scheinen. Aber so einfach liegen die Dinge nicht.

Beginnen wir bei der Schriftsprache, die noch im Schulbuch gelesen und in der Prüfungsarbeit geschrieben, dann auch in den Medien aufgenommen wird. Wer für das gründliche Erlernen der Hochsprache eintritt, hat halt doch stichhaltige Argumente vorzutragen. Der Dialekt ist nicht als Schulsprache ausgebildet. Jedes Fach verfügt über eine eigene Fachsprache mit besonderem Wortschatz, vorgeprägten Wortfolgen, manchmal sogar ganzen Argumentationszusammenhängen. Der Lehrer und mit ihm die Schüler müssen solches Sprachgut wohl oder übel in den Dialekt umsetzen, so dass dieser laufend überfremdet und seines Charakters beraubt wird. Wenn dann die Schüler ihr Können schriftlich wiedergeben müssen, sind sie hilflos, weil ihnen die Sachverhalte nicht in der eigentlichen Fachsprache vorgetragen worden sind. Werden solche Schüler später zu Lehrern, so sind sie der Schriftsprache gegenüber verloren und verbannen sie notgedrungen aus der Schule, mit unabsehbaren Folgen. Man muss dann doch einen unserer Dialekte zur Schriftsprache erheben und damit die andern einem unheilvollen Verderb durch Angleichung ausliefern. Dieser Schriftdialekt wird das, was uns die Mundart so vertraut macht, bald einmal verlieren; er wird wie jede Schriftsprache kälter, kunstvoller, lebensferner. Er wird auch wohl oder übel wieder eine grammatische Norm ausbilden, und der rausgeworfene Gast, der leidige Normdruck, käme von hinten wieder in die Schulstuben hinein.

Der Kontakt mit unseren Nachbarn in Deutschland und Österreich würde sich für den ehemaligen Volksschüler, und nicht nur für ihn, so schwierig gestalten wie heute für einen Holländer. Schriftsprachliche Texte von nur einigem Schwierigkeitsgrad, also ziemlich alle wertvolle Literatur wie wissenschaftliche Texte, anspruchsvollere Sachbücher, die schöne Literatur von Luther über Goethe bis Brecht, würden unzugänglich, wir wären vom grossen deutschen Kulturraum abgeschnitten. Der briefliche und mündliche Kontakt mit Berufspartnern von jenseits der Landesgrenze, der heute noch ohne weiteres möglich ist, würde schwierig. Auf die Dauer würde die Schweiz zur kulturell verarmten Provinz und hätte auch in Wissenschaft, Wirtschaft und in jeder sonstigen Kommunikation die liebe Mühe.

Man wird einwenden, das heisse den Teufel an die Wand malen, so weit komme es doch nicht. Ich habe Mitteilungen erhalten, in denen darüber geklagt wurde, auf Gesellschaftsreisen ins deutschsprachige Ausland seien manche Teilnehmer kaum imstande gewesen, im Hotel einige Fragen zu stellen oder einen einfachen Einkauf leichthin über die Runde zu bringen. Das sind Leute, die zuhause jeden Fremden, der

sie anspricht, im Dialekt abfertigen, auch wenn er dann nichts versteht. An irgendwelchen Sitzungen zwischen Schweizern verschiedener Zunge reden die Deutschschweizer beharrlich Dialekt und werden prompt nicht verstanden. Das ist ihnen gleich. In absehbarer Zeit wird man bei Konferenzen zum Englischen greifen müssen, während in Zürich der Don Giovanni auf Zürichdeutsch gesungen wird. Bessere Literatur wird von den Heftlein- und «Blick»-Konsumenten vielfach nicht mehr zur Hand genommen. Dass gleichzeitig der Dialekt im täglichen Gebrauch primitiver wird und zum Jargon mit abgegriffenen, oft amerikanischen Redewendungen absinkt, ist vor allem beim Gespräch Junger zu beobachten. Wir wohnen schon jetzt einem Kulturzerfall bei. Die Schule fördert ihn mit dem Dialektgebrauch und beschleunigt ihn. Dass zudem unser Föderalismus ein Lebensnerv der Schweiz, gefährdet wird, liegt auf der Hand.

Wenn wir in die Schulstube von gestern zurückblicken, welche alle Schweizer mittleren und höheren Alters noch erlebt haben, so fällt einiges auf. Der Normdruck im Gebrauch der Schriftsprache war vielfach gewiss vorhanden. Das lag aber nicht am Gebrauch der Hochsprache, sondern an autoritären Lehrern, die das Schülergespräch jeden Augenblick mit ungeduldigen Korrekturen des Ausdrucks unterbrachen und damit den Schülern die Lust am Reden austrieben und sie verunsicherten. Auch in schriftlichen Arbeiten veranstalteten sie die gefürchteten roten Schlachtfelder, statt nur das Wichtigste anzustreichen, so dass der Schüler auch etwas lernte. Bei guten Lehrern war eine menschenfreundliche, gelöste Atmosphäre durchaus vorhanden, bei autoritären wird der Dialektgebrauch wenig bessern. Unbestreitbar war seinerzeit ein langer Weg zurückzulegen, bis der Schüler Hochdeutsch konnte, und zur sogenannten Sprachbeherrschung brachten es nur die Sprachbegabten. Der Dialekt wird aber die Begabungsunterschiede nicht aufheben, sondern sie nur auf ein anderes sprachliches Feld verlegen. Der schwächere Schüler wird mit Orthographie und Interpunktion die gleiche Mühe haben wie zuvor, und wer schon je die Gelegenheit hatte, in Dialektbriefe junger Leute zu schauen, musste dasselbe feststellen wie in schriftsprachlichen Briefen: Sobald der nicht Sprachgewandte Papier vor sich hat, schreibt er Dinge, die er niemals sagt; unzählige Schnitzer schleichen sich ein.

Was wir brauchen sind Schulen, in denen die Schriftsprache wieder ausschiesslich verwendet wird. Dann muss sie aber auch geübt werden, und das ist methodisch nicht ganz einfach und braucht beim Lehrer die Überwindung einiger Bequemlichkeit. Deutschstunden wollen vorbereitet sein. Gute Methodikbücher liegen ja vor, man muss sie nur für den Unterricht ausbeuten. Auch die andern Fachlehrer haben sich um die Sprache zu kümmern und erst einmal an der eigenen bewusst zu arbeiten. Jede Stunde eine Deutschstunde, bezogen auf die Sondersprache des Lehrbereichs! Die Lehrer sollen selber gut formulieren und die Schüler unauffällig, aber doch merklich fördern, indem sie kein inhaltliches Ungefähr und keine Sprachschludrigkeit hinnehmen. Mit jeder gut ausgebildeten Fachsprache wird in ein je eigenes Denken eingeführt.

Jede höhere Kultur hat eine sogenannte Koine, eine allen gemeinsame Hochsprache, ausgebildet, und diese war seit je das Zentrum und das Rückgrat der Kultur. Wenn heute mit so viel Recht darüber geklagt wird, die moderne Konsumgesellschaft lasse das Menschliche verarmen, wir würden veramerikanisiert und würden zu Robotermenschen: muss da nicht die Schule der Hort sein, wo noch Kultur gepflegt wird, das so lernfähige Kind sie in sich aufnehmen kann? Bequemlichkeit der Lehrer, wie

sie im Dialektgebrauch sichtbar wird, ist da nicht am Platz, nur redliches Bemühen. Grammatik, Stillehre und allgemeine Förderung des Ausdrucks sollen wieder ihren Platz erhalten. Es darf nicht mehr vorkommen, dass Studienanfänger nicht wissen, was ein Attribut oder ein Nebensatz ist, dass sie verraten, ihr Deutschlehrer habe im letzten Schuljahr vor der Maturität nur einen einzigen Aufsatz, nämlich einen Erlebnisaufsatz, schreiben lassen. Ein sinnvoller Grammatikunterricht – ich betone das ‹sinnvoll› – gibt Einblick in den Bau des Wunderwerks Sprache und in ihre Leistung; er bereichert auch das logische Vermögen, besonders in lateinlosen Schulen. Es soll aber nicht bei hübscher Soziolinguistik bleiben, sondern die Regeln der Norm und ein Verständnis dafür gehören wieder in die Deutschstunde, auch in die Germanistik der Universität. Ausdrucksübungen, wie sie zum Beispiel die unvergessliche Lotte Müller in ihrer Methodik des Deutschunterrichts vorführt, und Aufsätze können Freude an der eigenen Leistung und an der Sprache wecken.

Das in dieser Weise geweckte Sprachbewusstsein, das Wissen um die Würde der Hochsprache, wird auch dem Dialekt zugute kommen. Denn auch er bedarf immer mehr der Pflege. Wir Schweizer haben mit dem Doppelbesitz von Mundart und Schriftsprache ein Gut, das wir gar nicht überschätzen können und nicht preisgeben dürfen.

Es besteht ein nachweisbarer Zusammenhang zwischen der Beherrschung der Sprache und der Persönlichkeit. Wer mit andern Menschen zu tun hat, gleich ob hoch oder niedrig, kann an ihrer Sprechweise abnehmen, mit wem er verkehrt, ob mit einem Menschen, der einiges an Bildung mitbekommen hat, oder mit ungenügend bearbeitetem Rohstoff, aus dem sich mehr hätte machen lassen.

Schliesslich ist noch an die Höflichkeit zu erinnern. Es ist unhöflich, einem Fremden oder einem anderssprachigen Schweizer in unverständlichem Dialekt zu begegnen. Es ist unhöflich, wenn an Radio und Fernsehen Sendungen politischen oder kulturellen Inhalts, die auch ausserhalb der Deutschschweiz gern gehört würden, wegen einer Sprachbarriere nicht ankommen können. Die Klagen über die nicht freundeidgenössische Haltung des Deutschschweizers sind oft bewegend. In allen solchen Fällen verhindert die Mundart die Kommunikation, statt sie zu fördern. Für Höflichkeit im Sprachgebrauch werden Schüler, die im Dialekt unterrichtet worden sind, in späterer Zeit noch weniger Verständnis aufbringen als die heutigen Erwachsenen.

Das Wort, so ist oft gesagt worden, macht den Menschen erst eigentlich zum Menschen und zum Mitmenschen. Geben wir doch unsern Schülern den einzigartigen Reichtum einer gut ausgebildeten Muttersprache in ihrer doppelten Gestalt wieder mit auf den Lebensweg! Wer sein Schriftdeutsch bewusst pflegt, redet eine bessere Mundart, und umgekehrt. Die beiden Sprachen haben einander stets gegenseitig befruchtet. Die lebens- und gefühlsnahe Mundart belebt und frischt die zur Erstarrung neigende Schriftsprache auf, diese lässt ihre Bildungswerte in die Sprache des Alltags einfliessen und sorgt zudem dafür, dass in einer Welt, die sich rasch wandelt, der Dialekt nicht an Ort stehen bleibt.

Spracherzieher Dialekt

von Dieter Fringeli, Basel

Ob uns der «Verlust der deutschen Hochsprache» blüht? Als mein verehrter Ex-Lehrer Louis Wiesmann die Frage am 21. Dezember 1982 in der «Basler Zeitung» auf-

warf, war ich zuerst einmal perplex. Ich war auf den Affront nicht vorbereitet, und ich muss gestehen, dass es mir auch nach langem «Hirnen» nicht gelingen will, Wiesmanns Argumenten für die Hochsprache die Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen, die sie fordern. Ich zwinge mich, über ein Problem zu schreiben, das ich als solches nicht zu erkennen vermag, über ein Geschäft, das ich längst erledigt wähnte. Worum geht's?

Louis Wiesmann, der Präsident eines kürzlich in Basel gegründeten «Vereins zur Pflege der deutschen Hochsprache» ist, moniert die helvetische Unart, sich «schweizerisch» sprechend freiwillig zu isolieren. Das «gegenseitige Verstehen» von Deutsch und Welsch werde durch den öffentlichen Gebrauch der Mundart erschwert und gefährdet. Schlimm wäre es überdies, wenn sich mit einemmal «eine solche Trennlinie auch zu unsern Nachbarn im Norden und Osten» abzeichnen würde. «Das hiesse», meint Wiesmann, «das sprachliche Band, das uns mit den Deutschen und Österreichern und auf diese Weise mit einer grossen Kultur verbindet, empfindlich schwächen.» Um solche Schwächung zu vermeiden, sehen sich die Lehrer aufgerufen, den Dialekt vom Unterricht fernzuhalten und die Hochsprache als den «zentralen Bestandteil jeder höheren Kultur» zu pflegen. Mundart sieht sich bestenfalls noch als Kleinkinder- und Pausensprache anerkannt.

Nicht nur die Lehrer sehen sich vom «Verein zur Pflege der deutschen Hochsprache» gefordert und ins Gebet genommen. Schuld auf sich geladen haben nach Louis Wiesmanns Dafürhalten namentlich die Radio- und TV-Verantwortlichen, die dem elenden Dialekt verfallen, unsere anderssprachigen Freunde «allzu oft» dazu zwingen, «das Gerät ab(zu)stellen». Wiesmann nennt ein Beispiel: «Sogar ein Bundesrat und ein angesehener Schriftsteller (Kurt Furgler und Max Frisch) mussten ein kontroverses Gespräch im Dialekt führen.» Mussten sie? Oder durften sie nicht vielmehr? War es am Ende für Furgler wie für Frisch selbstverständlich, sich in der mundartlichen Muttersprache mitzuteilen, weil sie das Hochdeutsche als dem Anlass und dem Thema nicht angemessen erachteten? Wer weiss!

Was aber ist das eigentlich: Hochsprache? Wie erkenne ich das von Louis Wiesmann geforderte «einwandfrei formulierte» Schriftdeutsch? Eine Frage, die wohl nur Deutschlehrer beantworten können. Mich langweilt sie. Wie sieht Louis Wiesmanns «Provinz» aus, in die ich mich mit meinem Schwyzerdütsch früher oder später verbannt sehen soll? Was ist Provinz und an welchen Eigenheiten sind ihre Bewohner zu erkennen? An ihren Sprechgewohnheiten? Wohl kaum. An ihrer «Angst vor dem Provinzialismus», wie Kurt Guggenheim unterstellt? («Man erkennt sie vor allem an der Angst, selbst für Provinzler zu gelten.») Wohl möglich. Ich bringe jedenfalls den Gedanken nicht los, dass die Gründung eines «Vereins zur Pflege der deutschen Hochsprache» ein unheimlich provinzieller Akt ist – so provinziell und befremdend wie die Heimweh-Resolutionen der «Schweizerischen Gesellschaft volkstümlicher Autoren, Komponisten und Verleger».

Ein Gespräch mit Marcel Reich-Ranicki beschäftigt mein Gedächtnis. Der bundesdeutsche Grosskritiker zeigte sich ununterrichtet darüber, dass auch schweizerische Intellektuelle und Künstler sich in privatem Bereich im angestammten Dialekt äussern: «In einer so fürchterlichen Sprache können Sie doch mit Werner Weber nicht über Goethe sprechen!» Dass ich weder mit Werner Weber noch mit anderen helvetischen Kulturgrössen je ein hochdeutsches Wort gewechselt habe, macht ihn betroffen. «Und Max Frisch?» hakte er nach, «Friedrich Dürrenmatt, Otto F. Walter, Adolf Muschg, Peter Bichsel, Jürg Federspiel? Sprechen die alle Dialekt?» Dass sie

ihre schriftstellerische Bedeutung zu einem nicht unwesentlichen Teil vielleicht gerade der täglichen Konfrontation mit der Umgangssprache verdanken, leuchtete ihm nach einigem Hin und Her ein. Dialekt macht misstrauisch der blanken Sprachmünze gegenüber, als die ich Louis Wiesmanns «Hochdeutsch» bezeichnen möchte. Misstrauen ist Voraussetzung für jede Schreib- und Spracharbeit; es kann nicht intensiv genug geschürt werden.

Wiesmann spricht vom Sprachvermögen, das in erschreckendem Masse abnehme: «Schon heute gibt es Lehrer, welche die Hochsprache nicht genügend beherrschen.» Und: «Selbst in Gymnasien des Typus A . . . beherrscht schon heute zur Zeit der Maturität nur eine Minderheit die Hochsprache.» Hier wird ein Primat beansprucht, den ich nicht akzeptiere: Wo's um Vermittlung von Sprachbewusstsein und Sprachsensibilität gehen müsste, wird Sprachbeherrschung und Formulierungskunst verlangt. Ist die deutsche Sprache wirklich nicht mehr als eine Form- und Laut-Angelegenheit? Ist das Hochdeutsch-Training dazu da, uns die Möglichkeit zur «selbstverständlichen» Teilnahme «an Sitzungen und Kongressen» jenseits des Rheins zu eröffnen? In einem Privatbrief vom 2. März dieses Jahres beklagt Louis Wiesmann die Verarmung des «aktiven wie des passiven» Wortschatzes und bedauert, dass es «nur noch wenigen» gelingt, «schöne Satzgefüge zu bilden». Als ob blendendes verbales Kompositionsvermögen uns vor dem Abgleiten ins «Provinzielle» bewahren und den zur Talfahrt sich entwickelnden, angeblich «heute schon vor sich gehenden Kulturzerfall» stoppen könnte! Das «Beherrschen» des bundesdeutschen Tagungsslangs kann weiss Gott nicht Voraussetzung für sprachliches Selbstbewusstsein und Weiterkommen sein! Ich bin drauf und dran, den Spiess umzudrehen und die hurtigen Wortgoldschmiede jenseits des Rheins für den «Verlust der deutschen Hochsprache» mitverantwortlich zu machen. Dass der Schüler seine Grammatik kenne, ist eine Forderung, die füglich erhoben werden soll. Dass Grammatik-Kenntnis aber mit Sprachbegabung gleichzusetzen sei, ist so «daneben» wie Louis Wiesmanns Furcht, es könnte «schon in wenigen Jahrzehnten ein Schweizerdialekt zur neuen Hochsprache erhoben» werden. Aberaber . . .

Sprache ist – um es mit angemessener Feierlichkeit auszudrücken – in erster Linie Bestandteil unserer Seele. Sie ist nicht nur Transportmittel, das in möglichst gefälliger Tracht um den Beifall der Schulmeister buhlt. Ich möchte sie als das verstehen, was sich Charakter nennt, als Teil unseres Innersten, das es unentwegt auszubilden, zu formen, zu stärken gilt. Wie kommen wir ihren Geheimnissen näher? Wer sich aus Prinzip von der Umgangssprache abwendet und dem Dialekt kein Gastrecht in den Schulstuben gewährt, wird die Frage nie beantworten können; wer Regelkenntnis dem umgangssprachlichen Spiel vorzieht, wird nie erfahren, was Sprache ist, was in mundartlichen Wörtern steckt und wie gegenstandsnah der Dialekt im Gegensatz zur hohen Kunstsprache mitunter sein kann. Darauf wies Kurt Marti in einem Beitrag zur schweizerischen Landesschau «Expo» die Lehrer hin. Da sie sein Anliegen zwanzig Jahre später noch immer nicht zu respektieren scheinen, möchte ich's wieder einmal ans Pädagogenherz legen:

Mit Recht werde man sagen, dass seine «Art zu schreiben ein Spiel» sei, vermutet Marti. Spiel aber sei «Freiheit, die wiederum neue Freiheit» erschliesse. Die Folgerung: «In einer freien Gesellschaft, wie wir sie wünschen, kann deshalb das Spiel mit der Sprache nicht ernst genug betrieben werden. Es müsste schon in den Schulen geübt und der Unterricht in der Muttersprache durch Sprachspiele verschiedener Art erweitert werden, die das schöpferische Sprachvermögen ebenso anregen wie

ein moderner Zeichenunterricht die individuelle Gestaltungskraft der Kinder entfaltet. Abzählverse, Kinderreime sind die beste Basis, um darauf einen Sprachunterricht aufzubauen, der wie nebenbei auch einen spontanen Zugang zur modernen Literatur erschliessen könnte.»
Machen wir gleich ernst mit Kurt Martis theoretischem Anliegen; wechseln wir unverzüglich zur Praxis über, die sich in Gestalt Martischer Verse anbietet:

wo chiemte mer hi
wenn alli seite
wo chiemte mer hi
und niemer giengti
für einisch z'luege
wohi dass me chiem
we me gieng.

Wer sich die Mühe macht, den Text einigemale laut zu lesen, wird dem stets wieder unternommenen Versuch, die Mundart als ungenaue häusliche Privatsprache zu diskreditieren, misstrauisch begegnen. Ein Zitat, das ich meinem verstorbenen Verleger Peter Schifferli verdanke, möchte an dieser Stelle festgehalten sein; es stammt von Josef Hofmiller und hatte schon 1907 Gültigkeit: «Dass die Schweiz immer wieder ein Jungbrunnen für unsere erzählende Prosa ist, kommt vielleicht daher, dass auch der Gebildete dort dem heimatlichen Dialekt viel näher steht als bei uns, wo das natürliche Sprachgefühl in einem blutlosen, farblosen, saftlosen Hochdeutsch mit einer molluskenhaften Syntax zugrunde geht. Dies trauliche Schwyzer-Dütsch mit seiner herrlichen Fülle uralter Wörter, Bilder, Gleichnisse, Sprichwörter, mit seiner unbändigen Rauhheit, seiner freien, durch keinen schulmeisterlichen Regelschwindel verkrüppelten Syntax ist wahrhaftig wie ein klarer Quell . . .»
Ob Professor Wiesmann seine Aktionen zur Rettung der deutschen Hochsprache nicht auf bundesdeutsches Gebiet ausdehnen müsste? Statt dessen landet er die Schelte, der «Dialektgebrauch in der Schule» erweise sich als «Leistungshemmnis» (wenn ich das Wort «Leistung» bloss höre!), will uns auf Sprachelegenz getrimmt sehen und verschweigt, dass nicht das Wie, sondern das Was über die Qualität einer Meinungsäusserung befindet.
Mit Louis Wiesmann bin ich rundweg dafür, dass sich «im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache . . . Bequemlichkeit und Nachlässigkeit nicht breitmachen» sollen. Im Gegensatz zu Louis Wiesmann aber wehre ich mich dagegen, dass die moderne Deutschunterweisung («bei allem Verständnis für die Freude am Dialekt»!) einer «herkömmlichen Gewaltentrennung zwischen Hochsprache und Mundart» Rechnung trägt. Wer mutwillig auf das zu Hellhörigkeit führende Idiom Dialekt verzichtet, riskiert weit mehr als den «Verlust der deutschen Hochsprache»: Er nimmt den Verlust eigener Identität in Kauf.

Privatschule – Staatsschule

Eine Stellungnahme des Schweizerischen Lehrervereins

1. Anlass
Der Schweizerische Lehrerverein nahm die *Privatschulinitiative im Kanton Bern* zum Anlass, eine Vernehmlassung unter seinen kantonalen Sektionen durchzuführen.